

Die „Geschlechtsachse“. Männer- und Frauenräume in Einrichtungen der Inneren Mission am Beispiel der Alsterdorfer Anstalten (1945-1979)

Andrea Hauser (Bremen)

Von den zentralen Differenzkategorien, die die Anstalt in Alsterdorf in der unmittelbaren Nachkriegszeit geprägt haben, ist gender und die Trennung in weibliche und männliche Räume eine zentrale. Bis in die 1970er Jahre findet sich in allen Einrichtungen der Inneren Mission neben einer Verräumlichung von Innen und Außen, d.h. von Anstalt und Gesellschaft, eine Verräumlichung von Geschlecht und damit verbundene Grenzen.

In den Einrichtungen der Inneren Mission herrschte in der Nachkriegszeit – wie übrigens auch in vielen anderen Bereichen der Gesellschaft – eine strikte Geschlechtertrennung, und dies teilweise bis in die 1980er Jahre hinein. So zog sich durch alle Bereiche der Einrichtungen eine sogenannte „Geschlechtsachse“,¹ die oft zu einer unterschiedlichen Bewertung der damit getrennten Pole weiblich – männlich führte. Sie reproduzierte gleichsam in der Praxis bestimmte Geschlechterbilder und Hierarchien. Heute, angesichts der Vervielfältigung von Gender angemessener erscheint der Plural des Begriffs, nämlich „Geschlechterachse“.

Die strikte Trennung von Frauen und Männern, die Geschlechtertrennung, ist historisch keinesfalls nur negativ zu beurteilen. Ungefähr Anfang bis Mitte des 19. Jahrhunderts eingeführt, sorgte sie zunächst für eine Verbesserung der Lebenslage der Betroffenen, vor allem für oft wehrlos ausgelieferte Frauen. Verknüpft mit den moralischen Vorstellungen der Zeit wurde sie jedoch mehr und mehr zu einem Instrument der Reglementierung und Kontrolle.

Da sich die „Geschlechtsachse“ durch alle Bereiche der Einrichtungen zieht, lohnt m.E. ein differenzierter Blick auf ihre zentralen Wirksamkeiten. Entsprechend der Tagungsvorgabe, die Dynamiken von Raum und Geschlecht in den Fokus zu nehmen, wird es dabei auch darum gehen, den symbolischen Gehalt der

¹ Der Begriff „Geschlechtsachse“ geht auf Irving Goffmann zurück. Strukturen und Institutionen bilden quasi die Kulissen für die Inszenierung eines bipolaren und ungleichwertigen Geschlechts. In Form einer „institutionellen Reflexivität“ wird in der Praxis diese Struktur ständig reproduziert. Nach Angelika Wetterer (2003): Achsen der Differenz. S. dazu auch Anja Pannewitz: Das Geschlecht der Führung, Göttingen 2012, S. 43.

Raumstruktur, ihre Sinnstruktur zu entschlüsseln, um im Anschluß daran diskutieren zu können, was dies heute angesichts eines radikalen Wandels der Geschlechterordnung bedeutet.

Im Folgenden will ich Ihnen die Funktionsweise der „Geschlechtsachse“ am Beispiel der Alsterdorfer Anstalten in der Nachkriegszeit in folgenden Schritten vorführen: Erstens anhand des konkreten Raumes der Anstalt, ihrer weiblichen und männlichen Räume. Zweitens möchte ich die Folgen der „Geschlechtsachse“ beleuchten (Reglementierung und Kontrolle) und drittens Erklärungsansätze ausführen (Enstsexualisiertes Familienmodell und Tabu Sexualität). Zum Schluss wird auf die Relation von Raum und Geschlecht eingegangen, und die Frage nach einem möglichen Erinnerungsraum gestellt, ob und wie eine Bewahrung dieser nicht unproblematischen Vergangenheit aussehen könnte. Meine Ausführungen basieren auf einer Forschungsarbeit, die ich zusammen mit Gerda Engelbracht 2011 bis 2013 für die Ev. Stiftung Alsterdorf durchgeführt habe. In „Mitten in Hamburg. Die Alsterdorfer Anstalten 1945-1949“ haben wir den Facettenreichtum eines Anstaltsalltags zwischen Heimat- und Gewalterfahrung auszuleuchten versucht. Dazu haben wir eine ethnographische Herangehensweise gewählt, nämlich das Konzept einer „dichten Beschreibung“ (Clifford Geertz). Mithilfe einer Verdichtung der vorhandenen Informationen und Quellen, der räumlichen und zeitlichen Strukturen, der unterschiedlichen Aussagen und Perspektiven, mithilfe also eines multiperspektivischen Zugangs, beschreiben wir die Institution und Geschichte der „Alsterdorfer Anstalten“ im Kontext der bundesrepublikanischen Wohlfahrts- und Sozialpolitik. In den zahlreichen Interviews mit in der Anstalt 1945 bis 1980 lebenden und arbeitenden Menschen kommen die Betroffenen selbst zu Wort.

1 Weibliche und männliche Räume

Geschlecht und Raum sind keine unabhängigen Kategorien, sondern bedingen und bestätigen einander. Dies wird ganz offensichtlich in der Terminologie in den Alsterdorfer Anstalten, durch die eine solche Relation hergestellt wurde. Denn man sprach in allen Quellenarten von einem „weiblichen“ und von einem „männlichen

Gebiet“ innerhalb der Anstalt. Damit äußert sich die grundlegende Akzeptanz der Strukturierung der Anstalt in Form einer Trennung der Geschlechter.



Luftbild des Geländes der Alsterdorfer Anstalten 1956. Gelb „männliches Gebiet“, rot „weibliches Gebiet“, grün Kinderhäuser. Foto: Ev. Stiftung Alsterdorf

Noch in den 1960er Jahren standen die Reste einer Mauer, die das im Ostteil gelegene männliche von dem im Westteil gelegenen weiblichen Gebiet hinter dem Alsterdorfer Markt und dem Küchengebäude getrennt hatte. In den Erinnerungen ist diese „Geschlechtsachse“ sowohl bei den BewohnerInnen, als auch beim Personal präsent: So erzählt der Bewohner Rolf Zisner: „Das war ja alles getrennt, da war eine Trennmauer, zwischen Küche und Hohenzollern Da wurde Terraindienst gemacht, da wurde Wache geschoben. Und wehe, einer wagte sich darüber zu gehen, da war was los, da haben wir Strafe gekriegt. (Hohenzollern, in Anlehnung an das Kaiserhaus, war 1894 für Schulknaben erbaut worden und beherbergte den Wachsaal). Wolfgang Breitel, Bewohner des Jugendfürsorgeheims Alstertal, das außerhalb der Anstaltsgeländes lag, und später pädagogischer Mitarbeiter in Alsterdorf berichtet: „Man wusste, es gab das männliche Gebiet, Sportplatz und alles, und das weibliche Gebiet. Nur als Kinder durften wir auf das weibliche Gebiet.

Nur auf der Koppel war keine Mauer. Da traf man sich heimlich. Die Mauer war zwei Meter hoch.“²

Damit wiederholte sich durch eine mehr oder weniger sichtbare „Geschlechtsachse“ auf dem Anstaltsgelände quasi die erste markante Grenze der geschlossenen Anstalt, nämlich die zwischen Innen und Außen, mit denen die geschlossenen Anstalten zu einem Ort der Ausgrenzung und Verdrängung wurden. Ausgegrenzt wurden durch sie mögliche sexuelle Kontakte der Bewohner und Bewohnerinnen. Dass die Kinder davon noch nicht betroffen waren, ist folgerichtig. Dass sie jedoch dem weiblichen Gebiet zugeordnet wurden spricht von konkreten Vorstellungen des weiblichen Geschlechts.

Auch die Belegung der einzelnen Häuser erfolgte nach dem Kriterium Geschlecht, darüber hinaus nach Alter, Diagnose, sozialem Verhalten und Ausprägung der körperlichen und oder geistigen Behinderung. In einer Schneise zwischen dem weiblichen und männlichen Gebiet standen die meisten Verwaltungs-, Werkstatt- und Versorgungsgebäude sowie das Krankenhaus Bethabara.

Schauen wir uns die Verteilung der Gebäude auf einem Luftbild von 1956 genauer an: Es gab in Alsterdorf entsprechend der stets vorhandenen größeren Anzahl der männlichen Bewohner zehn Wohnhäuser für das „männliche Geschlecht“ gegenüber vier Wohnhäusern für das „weibliche Geschlecht“, wobei letztere teilweise auch größer waren. Gemischtgeschlechtlich waren die zwei Wohnhäuser für Kinder. Doch auch diese Wohnhäuser waren wieder in weibliche und männliche Räume unterteilt. So erinnert sich Margrit Brütt: „Ich habe oben gewohnt, unten waren die Jungs, die war geteilt, die Gruppe vom Michelfelder Kinderheim“. Auch im außerhalb des Geländes gelegenen Alstertal wurde die Trennung streng eingehalten: „Wir hatten eine Jungs Sandkiste gehabt und eine Mädels Sandkiste, und da war ein unsichtbarer Zaun, da durften wir nicht rüber und die Mädels durften auch nicht rüber“, erinnert sich Wolfgang Breitel.

Neben den Wohnhäusern waren auch viele der sonstigen Gebäude nach Geschlechtern getrennt, zumindest bis zum Zweiten Weltkrieg, in dessen Folge es zu einer ersten Auflösung kam. So wurde z.B. das Bodelschwingh-Haus, die Nr. 2, das zuvor „sieben männlichen Pfleglingen“ vorbehalten war, ab 1943 als

² Interview Wolfgang Breitel.

allgemeines Krankenhaus genutzt (siehe links auf dem Foto). Die Werkstätten aber blieben nach männlichen und weiblichen Tätigkeiten unterteilt. So wurde das 1962 neu erbaute Handwerkerhaus „Zum Goldenen Boden“ mit den männlichen Werkstätten Schuhmacherei, Maurerei, Tischlerei, Klempnerei auf dem sogenannten „männlichen Gebiet“ erbaut.

Streng nach Geschlechtern getrennt wohnten und arbeiteten auch die Pfleger und Schwestern auf dem Anstaltsgelände. Die Vorschülerinnen wohnten im Haus in der Sonne (Nr. 30 ganz unten Mitte), die Schwestern im Schwesternhaus (Nr. 31 jenseits der Straße) oder in anstaltseigenen Zimmern und Wohnungen, die ledigen Pfleger im Simon-Schöffel-Heim, die Oberpfleger zusammen mit ihrer Familie vielfach in den von ihnen geleiteten Häusern.

Es gab nur wenige Räume, in denen sich Mädchen und Jungen, Frauen und Männer treffen konnten, wie z.B. die Kirche, die Schule, der Festsaal und die Koppel. Essen, Wohnen, Schlafen und Arbeiten fanden grundsätzlich geschlechtsgetrennt statt.

Von der „Geschlechtsachse“ war auch das religiöse Leben betroffen. Die Aufführung der beliebten Krippenspiele fanden entsprechend der rigiden Geschlechtertrennung für weibliche „Pfleglinge“ und ihre Angehörigen und die „männliche[n] Pfleglinge“ an unterschiedlichen Tagen statt. In der Kirche saßen die „Pflegebefohlenen“ nach Jungen/Männern und Mädchen/Frauen getrennt vorne, der Rest der Gemeinde hinten. Konfirmationsunterricht war unterteilt für Mädchen und Jungen usw.

2 Reglementierung und Kontrolle

Die Grenze zwischen weiblichen und männlichen Räumen prägte das Alltagsleben auf dem Anstaltsgelände maßgeblich; und sie hatte Reglementierungen und Strafen zur Folge. Für die Einhaltung der „meist unsichtbaren Grenze“ zwischen Frauen- und Männerseite sorgten Schwestern und Pfleger beim sogenannten Gelände- oder Terraingehen. „Wenn es sonnabends war, dann durften wir nochmal auf's Gelände, aber da war immer einer, der ‚Geländegehen‘ hatte“, erinnert sich z. B. die Bewohnerin Erika Jentzsch. „Das machte eine Schwester von der Abteilung.“

Ebenso wie die ehemaligen BewohnerInnen erinnern sich auch die MitarbeiterInnen an diesen regelmäßigen Kontrolldienst, bei dem man das Gelände abließ und schaute, „ob sich da vielleicht ein Mädchen mit einem Jungen traf.“³ „Da musste ich aufpassen, dass die Jungs und Mädchen nicht irgendwo in den Büschen verschwanden. Aus Erzählungen erfuhr ich, dass nachher behinderte Frauen schwanger wurden.“, erzählt die Kinderschwester Renate Clement.⁴

Die strikte Geschlechtertrennung verhinderte bis weit in die 1970er Jahre hinein Freundschaften oder gar Liebesbeziehungen zwischen Jungen und Mädchen, Frauen und Männern. Schon von Kindesbeinen an waren sie getrennt. Spätestens ab der Pubertät wurde die Sexualität der BewohnerInnen bewusst unterdrückt. Denn man traute den Menschen mit Behinderung keinen verantwortlichen Umgang mit ihrer Sexualität zu. Nächtliche Kontrollgänge dienten dazu, Masturbation zu unterbinden, wobei Onanie bei Jungen und Männern offenbar eher geduldet wurde als bei Mädchen, die generell entsexualisiert wurden. Hier konnte schon die verbale Äußerung sexueller Bedürfnisse, die Strafverlegung in den Wachsaal, einer Art Gefängnis, nach sich ziehen.⁵ So wurde Sexualität, wenn überhaupt, nur im Geheimen ausgelebt, ständig begleitet von der Angst vor Sanktionen.⁶ Die Bewohnerin Margret Brütt, die später einen Freund hatte, bringt das Tabu auf den Punkt: „Wir durften nicht mal sprechen mit den Jungs.“

Erst 1973 setzte sich ein Sonderausschuss mit der zukünftigen „Handhabung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern der Pflegebefohlenen“ auseinander, um ein Konzept des zukünftigen Umgangs mit Kontakten „zwischen den männlichen und weiblichen Pflegebefohlenen“ zu erarbeiten.⁷ In einer Umfrage wurde deutlich, dass nun sowohl die BewohnerInnen und Bewohner als auch das Personal für einen freieren Umgang mit Sexualität waren. Ein Viertel des Personals war jedoch weiterhin für eine strikte Unterbindung von Kontakten.

Obgleich zu dieser Zeit immer noch strengste Geschlechtertrennung galt, zwei beim Tête-à-Tête auf der Parkbank sofort „auseinander gejagt“ und sexuelle Aktivitäten auch mit der Verlegung in den Wachsaal bestraft wurden, setzte in den

³ Interview Gudrun Vesper.

⁴ Interview Renate Clement.

⁵ Z.B. ArESA BA, 2750 Luise S., „Dauernd im Wachsaal, u.a. weil sexuelle Bedürfnisse geäußert.“

⁶ S. auch Schmuhl, Winkler 2010, S. 146.

⁷ ArESA DV, 595, Konferenz leitender Mitarbeiter, 25.4.1973.

Alsterdorfer Anstalten ein langsamer „Entkrampfungsprozess“ ein.⁸ Immerhin hatte es im Jahr zuvor den ersten gemeinsamen Tanzabend für männliche und weibliche „Pflegebefohlene“ gegeben.⁹

Legitimiert wurde die strikte „Geschlechtsachse“ also durch eine fast schon mythische Narration im Bereich der Psychiatrie und anderer diakonischer Einrichtungen: Wenn es diese Grenze nicht gäbe, käme es zu häufigen Vergewaltigungen und Schwängerungen, vor allem aber sei „geschlechtliche Aufregung“ für die BewohnerInnen gefährlich. Zu konstatieren ist dabei eine Sonderstellung der weiblichen Sexualität, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert herausgebildet hat und eine enge Verbindung mit moralischen Vorstellungen der Zeit.

Entsexualisiertes Familienmodell

Diesem entsprach auch ein entsexualisiertes Familienmodell, das sich in der Anstalt als Struktur reproduzierte. Entsprechend der zwei Gebiete war auch das Personal aufgeteilt. Dem Amt der Oberin, das es seit 1891 gab, waren alle Gebiete, auf denen weibliche Kräfte wirkten, unterstellt. Für das männliche Gebiet war der Inspektor zuständig. Als Vater der asexuellen Anstaltsfamilie thronte darüber das Amt des Direktors, der für die gesamte Institution zuständig war. Auch die Seelsorge war unter den Pastoren getrennt. Als 1956 die erste Pfarrvikarin nach Alsterdorf kam, war sie selbstverständlich für die Seelsorge an Frauen, Kindern und Schwestern zuständig. Die Bewohner und Bewohnerinnen waren die zu erziehenden Kinder und sie wurden auch als solche gesehen.

So war es nur folgerichtig, dass auch das weibliche und männliche Personal gegendert eingesetzt wurde. Die Schwestern und Pflegerinnen waren für die Frauen und Kinder zuständig und managten die zentralen Wirtschafts- und Verwaltungsbetriebe, wie die Küche, die Wäscherei und die Schreibstube. Außerdem unterstanden der Alsterdorfer Schwesternschaft die hauseigenen Ausbildungsgänge der Kinderpflege und Haushaltshilfe sowie der Krankenpflege.

⁸ Interview Heinz Escher.

⁹ BuB 1973, S. 20. Im Frühjahr 1977 wurde ein erster Tanzkursus durchgeführt. Wir helfen, Mai 1977: Erster Tanzkursus erfolgreich abgeschlossen, S. 9.

Die Pfleger, die weitaus geringer qualifiziert waren als die Fachkräfte auf dem weiblichen Gebiet, unterstanden einem Oberpfleger. Diese wiederum einem Inspektor. Vereinzelt, hauptsächlich im „männlichen Bereich“, gab es in Alsterdorf das „Hausväterprinzip“, nach dem die Heime in Form eines „Ganzen Hauses“ patriarchalisch von einem Hauselternpaar geführt wurden. Hier war es möglich, dass die Frau mit auf dem männlichen Gebiet wohnte, weil hier ein allgemein anerkanntes Familienmodell reproduziert wurde.

Erinnerungsraum – Raum und Geschlecht

Inzwischen ist das Bewusstsein gewachsen, „wie ‚Raum‘ die moderne Vergesellschaftung und wie historisch gewachsene räumliche Konstellationen die Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt haben und immer noch prägen.“¹⁰ Wie Michel de Certeau ausgeführt hat, macht man etwas mit dem Raum: er wird begangen, aufgeteilt, ge- und bebaut, er strukturiert politische, soziale und ökonomische Dominanzansprüche, er schafft Grenzen und Ordnungen. Die Frage ist, was mit der strikten, auch räumlichen Geschlechtertrennung in den Einrichtungen der Inneren Mission (wie auch lange Zeit in anderen zentralen gesellschaftlichen Institutionen wie Schule, Kirche, Krankenhaus etc.) erreicht werden sollte, und was sich durch sie herstellte. Betrachtet man Verräumlichung als Prozess, dann werden dadurch soziale Beziehungen hervorgebracht und strukturiert.¹¹

Räume stellen das soziale Geflecht dar, in dem Geschlechter selbst räumlich konstruiert und performativ erzeugt werden. Die Kunstwissenschaftlerin Irene Nierhaus sieht darin eine neue Herausforderung an die gender-studies: "Den Raum als kulturelle Konfiguration sozialer Beziehungen zu lesen und die räumliche Organisation der Gesellschaft als integralen Bestandteil der Herstellung sozialer Verhältnisse und nicht bloß als ihr Ergebnis zu verstehen, gehört zu den wichtigsten Wendepunkten im Nachdenken über das Verhältnis von Raum und Geschlecht."¹² Um die Einschreibung von Differenz und kulturell konstruierter

¹⁰ GEISTHÖVEL, Alexal, Habbo Knoch (Hg.) (2005): Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M./New York: Campus, S. 355.

¹¹ Im Spannungsfeld von symbolischen und materiellen Aspekten ist Raum somit strukturiertes und strukturierendes Prinzip. Räume stellen das soziale Geflecht dar, in dem soziale Milieus und Geschlechterdifferenz räumlich konstruiert und performativ erzeugt werden. Irene NIERHAUS: Arch6. Raum, Geschlecht, Architektur. Wien 1999, S. 20.

¹² Ebd. Zur neueren Raumdiskussion s. Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt/Main 2001;

Zweigeschlechtlichkeit analysieren zu können, muss Raum von daher relational gedacht werden, in den sich Geschlechterdifferenz einschreibt, und der solche hervorbringt.¹ Gegenstand des Fragens ist dabei die nach Verräumlichungen von Geschlechterdifferenz in den konkreten Lagerungen des Raumes – im Sozialverhalten, im tatsächlich Gebauten, in den Medien.

Meine Ausführungen zur „Geschlechtsachse“ haben gezeigt, dass die Kategorie Raum nicht nur etwas Materielles darstellt – die Architektur, die Mauer, sondern dass durch Räume soziale Wirklichkeiten konstruiert und durch ihre Nutzung und Aneignung wiederum reproduziert wird.

An den lebhaften Erinnerungen an die Mauer bzw. Grenze zwischen weiblichem und männlichem Raum von BewohnerInnen und Personal, die quasi ein social mapping des Anstaltsgeländes darstellen, zeigt sich, dass die sozialen und psychischen Beziehungen und das Alltagshandeln ganz wesentlich durch den Raum, insbesondere auch die Architektur geprägt sind. Die Erinnerungen an die Trennungen und Grenzen, – sozusagen die bleibende Mauer zwischen dem männlichen und weiblichen Bereich im Kopf –, zeigen, dass die geschlechtlichen Identitäten in Alsterdorf wesentlich durch Räume mitgeformt wurden. Die Räume weisen klare soziale und geschlechtliche Strukturen auf und repräsentieren sie auch. So prägen gesellschaftlich konstruierte Geschlechterbilder den Raum, zugleich schreiben sich diese Geschlechterverhältnisse in den Raum ein und werden durch ihn reproduziert.

In den Einrichtungen der Inneren Mission ging es dabei m. E. um zwei grundlegende Dinge: Einmal um die Reproduktion eines traditionellen Geschlechterverhältnisses mithilfe eines traditionell gewachsenen, allerdings im höchsten Maße asexualisierten Familienmodells. Zum anderen um eine Bannung

Nierhaus, Irene: Arch6. Raum, Geschlecht, Architektur. Wien 1999; Bormann, Regina: Raum, Zeit, Identität. Sozialtheoretische Verortungen kultureller Prozesse. Opladen 2001; Simmel, Georg: Soziologie des Raumes. In: Rüdiger Kramme, Angela Rammstedt, Otthein Ramstedt (Hg.): Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Bd. 1, Frankfurt a. M. 1995, S. 132-183; Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a. M. 1994; Dörhöfer, Kerstin: Verortungen: Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen. Basel et al 1998); Dieter Läßle: Gesellschaftszentrierte Raumkonzepte. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse. In: In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M.; New York 1991; Lefebvre, Henri: La production de L'espace. 1974 engl.: The production of Space. Oxford, Cambridge 1994; Rolshoven, Johanna: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde, 2003/II, 189-214.

und Kontrolle der Sexualität insbesondere bei den stets asexuell angesehenen BewohnerInnen. Sexualität wurde bei Menschen mit Beeinträchtigungen noch weniger toleriert wie in der damaligen Mehrheits-Gesellschaft, so dass hier eine rigide Sanktionierung im Raumerleben und in der Rauman eignung hinzukam. Denn Sexualität war mit einer der häufigsten Gründe, in den Wachsaal zu kommen, in dem Menschen mit unangepassten und auffälligen Verhaltensweisen zum Teil dauerhaft untergebracht wurden. In dieser Kombination von Tabu und Strafe, war die räumliche Geschlechtertrennung in den Einrichtungen der Inneren Mission eine kollektiv und individuell tiefgreifende und angstbesetzte Erfahrung.

Mittlerweile gibt es in der Evangelischen Stiftung Alstersdorf eine Partnervermittlung für Menschen mit Beeinträchtigungen, bezeichnenderweise im ehemaligen „Haus Zum Goldenen Apfel“. Das Gelände der ehemaligen Anstalt hat sich mit ihrer Öffnung und Reformierung nach einer Skandalisierung durch einen Zeit-Artikel 1979 grundlegend verändert. Dazu werden wir ja später noch von Theodorus Maas erfahren. 1975 wurde die erste gemischtgeschlechtliche Außenwohngruppe realisiert. 1979 wurde mit dem Bau eines neuen, gemischtgeschlechtlichen Jugendhauses auf dem Gelände die Geschlechtertrennung endgültig begraben. Das etwas später realisierte „216-Betten-Hauses“ hatte dann eine „gemischtgeschlechtliche Belegung“ für Erwachsene. Mittlerweile gibt es individuelle Wohnungen für alle Ansprüche auf dem Gelände und Wohngruppen in den Stadtteilen.

So gibt es heute keine materiellen Zeugnisse der rigiden Geschlechtertrennung in Alsterdorf mehr. Die Mauer war in den 1960er Jahre vollständig abgerissen worden. Aber benötigt man solche Zeugnisse überhaupt? An was soll denn dabei erinnert werden?

Notwendig wären dazu weitere Untersuchungen, wie Frauen und Männer in den Einrichtungen der Inneren Mission den konkreten geschlechtssegregierten Raum erlebt haben, wie sie sich ihn aneigneten und wie sie ihn umgingen, und vor allem was solcher Widerstand für sie bedeutete. Widerstand in Form von Übertreten der Grenze – dies hatte in der Nachkriegszeit schwerwiegende persönliche Folgen, wie die Geschichte von Lisa Hiller (1929-2003) in unserem Buch belegt. Im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft wurde ihr Kind zwangsweise abgetrieben, ihre mehrmaligen Fluchtversuche scheiterten lange Zeit.

Vielleicht gilt es die „Mauer im Kopf“ in irgendeiner Form zu bewahren, um auf eine Gewaltförmigkeit aufmerksam zu machen, die sich räumlich niederschlug und bis heute wenig thematisiert wird. Denn diese Grenze entsprach keinesfalls der biblischen Botschaft: „hier ist nicht Mann und Frau“.